

Sabrina Amanda Hancken

Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit





Sabrina Amanda Hancken

Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit

Mit 5 Abbildungen und 1 Tabelle

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2020, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © designer491/Shutterstock

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-73329-6

Inhalt

Vorwort	7
1 Einleitung	9
Zum Inhalt und Aufbau des Buches	10
2 Soziale Arbeit – eine Beziehungsp^rofession	12
2.1 Ausbildungsgeschichte der Sozialen Arbeit	12
2.2 Bezugswissenschaften im Studium	15
2.3 Ausbilden nach Bologna-Reform	24
2.4 Lebenslagen und Handlungsfelder im Wandel	27
2.5 Fallbeispiel und Übungsaufgabe	34
2.6 Auf einen Blick	38
3 Sozial kompetent in die Praxis starten	40
3.1 Handlungskompetenzen in der Sozialen Arbeit	42
3.2 Fallbeispiel und Übungsaufgabe	52
3.3 Auf einen Blick	53
4 Therapeutische Beziehungsgestaltung	55
4.1 Professionelle versus freundschaftliche Beziehung	56
4.2 Die therapeutische Beziehung	57
4.3 Bindungsforschung und therapeutische Beziehung	61
4.4 Herausforderungen der Beziehungsgestaltung	63
4.5 Auf einen Blick	69
5 Grundlagen der Beziehungsgestaltung	71
5.1 Konzepte sozialer Beziehungen	72
5.2 Beratung und Therapie – eine Abgrenzung	82
5.3 Wissenschaftliche Erkenntnisse zur Beziehungsarbeit	85
5.4 Auf einen Blick	92

6 Gestaltung einer professionellen Arbeitsbeziehung	95
6.1 Grundlagen der Beratung in der Sozialen Arbeit	96
6.2 Fallbeispiel und Übungsaufgabe	104
6.3 Einflussgrößen der sozialarbeiterischen Beziehung	106
6.4 Beziehungsarbeit in psychiatrischen Kontexten	117
6.5 Auf einen Blick	133
7 Wie geht es <i>beziehungsweise</i> weiter?	135
Literatur	139

Vorwort

Wir Menschen sind soziale Wesen: Wir sind auf Kontakte und Begegnungen mit anderen Menschen angewiesen. Aus diesem Grund wissen wir auch bzw. lernen von Geburt an, wie wir Beziehungen zu unseren Mitmenschen herstellen und aufrechterhalten können. Es sollte also eigentlich nicht allzu schwierig für uns sein, diese Fähigkeiten auch als Sozialarbeiter*in in unserem professionellen Alltag anzuwenden. Doch ganz so einfach ist es dann doch nicht. Es gehört schon ein bisschen Arbeit dazu.

In der Sozialarbeit haben wir oft mit Menschen zu tun, zu denen wir ohne den beruflichen Zusammenhang eher nicht in Kontakt kommen oder, wenn wir ehrlich sind, auch nicht immer unbedingt kommen wollten. Zu unterschiedlich sind wir uns dann häufig doch in unseren Werten und Meinungen, in unseren Lebensstilen, Bildungsgraden, finanziellen Ressourcen, Geschmäckern und politischen Ansichten. Zu sehr bewegt sich jede*r von uns in ihren*seinen jeweils eigenen Kreisen oder auch »Blasen«, zu wenig Kontakt haben wir im Alltag mit den allermeisten der Gruppen, die es in unserer Gesellschaft gibt. Und so sind uns viele unserer Klient*innen zunächst eher fremd – und wir ihnen. Für beide Seiten nicht ganz selbstverständlich, miteinander zu tun zu haben und sich zu vertrauen.

Ein zentrales Anliegen unserer Profession ist es, unsere Klient*innen dabei zu unterstützen, dass sie ihr Leben nach ihren Vorstellungen gestalten können und sich als selbstwirksam erleben. Damit wir diese Aufgabe leisten können und damit sie unsere Hilfe annehmen können, benötigen wir eine einigermaßen vertrauensvolle Beziehung zwischen diesen Menschen und uns. Und je schwerer dies uns und/oder unseren Klient*innen zu fallen scheint, umso mehr sind wir als Profis herausgefordert: Denn wir sind es – vielleicht nicht allein, aber doch in erster Linie –, die dafür verantwortlich sind, dass wir zwischen uns eine gute Beziehung herstellen.

Wie uns dies gelingen kann und wie wir dazu aktiv und methodisch geschult beitragen können, zeigt uns Sabrina Hancken in dem vorliegenden Buch. Darin

beleuchtet sie das Thema von den verschiedenen Seiten und erläutert, wie notwendig es ist, sich eine gute Beziehung zu erarbeiten. Sie macht deutlich, dass Beziehungsarbeit weder eine Kunst noch eine Frage der Persönlichkeit oder gar »der Chemie« ist und dass sie auch nicht »wie von selbst passieren« wird. Vielmehr ist sie ein Handwerk, das wir erlernen und uns aneignen können.

Neben der Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen lässt uns Sabrina Hancken mit einer Vielzahl von Übungen und Reflexionsaufgaben ganz praktisch nachvollziehen, was es bedeutet, sich Beziehungen aktiv zu erarbeiten. Nach der Lektüre können, dürfen und werden wir uns nicht nur dafür verantwortlich fühlen, eine gute Beziehung zu unseren Klient*innen herzustellen, sondern uns auch dazu in der Lage sehen. Das ist immer dann umso wichtiger, je schwieriger es zunächst zu sein scheint: denn gerade dann sollten wir dieses Handwerk besonders gut beherrschen.

Ihnen, den Leser*innen, wünsche ich eine anregende und inspirierende Lektüre. Die Sozialarbeiter*innen unter Ihnen werden dadurch (neue) Lust darauf bekommen, auch mit schwierigen Klient*innen in Beziehung zu kommen und dadurch erfolgreich zusammenzuarbeiten. Aber auch Angehörige anderer sozialer Berufe ebenso wie interessierte Laien werden das Buch mit Gewinn lesen und etwas darüber lernen, wie man professionell aufeinander zugehen und miteinander gut arbeiten kann.

Johannes Herwig-Lempp, Halle/Merseburg

1 Einleitung

Dass Soziale Arbeit und Beziehungsarbeit zusammengehören – daran gibt es keinen Zweifel! Denn nur, wenn es gelingt, eine gute Arbeitsbasis zu schaffen, werden auch die gesteckten Ziele der Adressat*innen in erreichbare Nähe rücken. Jedoch verläuft für die meisten Sozialarbeitenden die Beziehungsgestaltung automatisch: Mal entwickelt sich die Beziehung gut, mal schlecht. Eine *professionelle* Beziehungsgestaltung zeichnet sich hingegen als ein aufgabenorientiertes, reflektiertes Handeln aus, bei dem es sich um eine wesentliche Voraussetzung für einen gelingenden sozialarbeiterischen Unterstützungsprozess handelt. Auffallend ist, dass – während die Wirksamkeit der therapeutischen Beziehung schon lange nachgewiesen wurde – entsprechende Nachweise für die Soziale Arbeit fehlen. Was macht eine gute professionelle Arbeitsbeziehung überhaupt aus? Wie können Interaktionsprozesse gelingen? Wie viel Nähe ist erlaubt? Wann ist Distanziertheit angebracht? Und wie können bereits Studierende im Rahmen ihrer Ausbildung Beziehungskompetenzen erwerben, damit ihnen die Zusammenarbeit mit Adressat*innen gut gelingt? Dies sind nur einige Fragen, die im weiteren Verlauf des Buches bearbeitet werden. Das Arbeitsbuch richtet sich vor allem an Studierende der Sozialen Arbeit, weshalb immer wieder Bezüge zu dieser Personengruppe und dem Studium hergestellt werden. Mithilfe von Fallbeispielen aus dem psychiatrischen Bereich, bei denen es sich überwiegend um tatsächlich zugetragene, anonymisierte Fälle handelt, wird die Reflexion subjektorientierter Beziehungsarbeit in unterschiedlichen Praxisfeldern geübt.

Dabei wird nicht außer Acht gelassen, dass sich die Soziale Arbeit verändert. Denn im Zuge der neoliberalen Umstrukturierungsprozesse des Sozialstaates droht der Anspruch der Sozialen Arbeit, den Menschen in den Mittelpunkt ihres Handelns zu stellen, immer weiter in den Hintergrund zu geraten. Um einer De-Professionalisierung entgegenzuwirken, muss Soziale Arbeit für ihre professionellen Werte und Standards eintreten. Nicht zuletzt, weil sie die Voraussetzung für eine langfristige, wirksame Intervention bildet, wird der Gestaltung von Arbeitsbeziehungen im Professionalisierungsdiskurs eine hohe Bedeutung

beigemessen. Denn eine gute Arbeitsbeziehung kommt nicht zufällig zustande und hängt weitestgehend nicht von der Persönlichkeit des Sozialarbeitenden ab, sondern sie ist vielmehr zu großen Teilen lernbar. Deshalb bedarf es schon im Bachelorstudiengang Soziale Arbeit ausgewiesener Lernorte.

Zum Inhalt und Aufbau des Buches

Obwohl die einzelnen Kapitel des Buches aufeinander aufbauen, können sie auch jeweils für sich gelesen werden, da es sich um abgeschlossene Sinneinheiten handelt. Unterschiedliche Übungs- und Reflexionsaufgaben laden zum Mit- und Darüber-hinaus-Denken ein. Am Ende jeden Kapitels findet sich stets eine komprimierte Zusammenfassung des jeweiligen Abschnitts.

In Kapitel 1 werden die Spuren der Sozialen Arbeit auf dem Weg zur Beziehungsprofession nachgezeichnet. Neben einem kurzen geschichtlichen Rückblick in die Ausbildungsgeschichte der Sozialen Arbeit werden die Veränderungen des Professionsverständnisses von Sozialarbeitenden im Zuge sich wandelnder sozialer Problemlagen skizziert.

Kapitel 2 setzt sich mit dem erforderlichen Kompetenzprofil von (zukünftigen) Sozialarbeiter*innen auseinander. Es werden unterschiedliche theoretische Konzepte und Modelle vorgestellt, bei denen es weniger um ein Entweder-oder als vielmehr um ein Miteinander geht.

Kapitel 3 greift die »therapeutische Beziehungsgestaltung« auf. Diese liefert erste Hinweise für die professionelle Beziehungsarbeit von Sozialarbeitenden. Vertiefend wird auf die Bindungstheorie eingegangen.

Kapitel 4 bietet wichtige theoretische Hintergründe zur sozialen Beziehungsgestaltung. Neben der Darstellung dreier Ansätze werden drei Veröffentlichungen zum Thema der professionellen Beziehungsgestaltung in der Sozialen Arbeit beleuchtet. Sie bilden die Grundlage zur Herausarbeitung wesentlicher Einflussgrößen auf das professionelle Arbeitsbündnis in psychosozialen Arbeitsfeldern, die bereits im Hochschulkontext sowohl vermittelt als auch zueinander in Verbindung gesetzt, geübt und reflektiert werden können.

Kapitel 5 widmet sich der »Gestaltung einer professionellen Arbeitsbeziehung«. Weil Beziehungsarbeit ohne Kommunikation und Interaktion nicht funktionieren würde, findet als Ausgangspunkt für die Gestaltung eines professionellen Arbeitsbündnisses zunächst eine Erörterung von Gesprächstechniken statt, um darauf aufbauend weitere zentrale Einflussgrößen zu benennen. Neben diesen eher allgemein gehaltenen »Bausteinen« benötigen psychosozial Helfende ebenfalls Kenntnisse über die Besonderheiten der jeweiligen Zielgruppe im

jeweiligen sozialarbeiterischen Kontext. Exemplarisch werden an dieser Stelle drei Fallbeispiele behandelt.

Das Buch endet mit einem Ausblick auf mögliche zukünftige Herausforderungen für die Soziale Arbeit, die wiederum Auswirkungen auf die professionelle Beziehungsgestaltung haben können.

2 Soziale Arbeit – eine Beziehungsfprofession

Dass Soziale Arbeit eine Beziehungsfprofession ist, steht aufer Frage. Deshalb kann es schnell als Selbstverständlichkeit angesehen werden, dass Sozialarbeiter*innen von sich aus in der Lage sind, eine tragfähige und vertrauensvolle Beziehung zu ihren Adressat*innen aufzubauen. Doch es bedarf weit mehr als nur eines »richtigen Fingerspitzengeföhls« oder der »richtigen Chemie« zwischen beiden Parteien. Grundidee des vorliegenden Arbeitsbuches ist vielmehr, dass Beziehungsarbeit nicht nur als unverzichtbarer Bestandteil der Methodik verstanden wird, sondern vor allem lernbar ist! Da die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte Voraussetzung für das Verständnis der Gegenwart ist, findet nachfolgend eine Darstellung der über 100-jährigen Berufsgeschichte der Sozialen Arbeit statt.

2.1 Ausbildungsgeschichte der Sozialen Arbeit

Die Bezeichnung »Sozialarbeit/Sozialpädagogik« verweist auf zwei Ursprünge: Während sich die Sozialpädagogik aus der Jugendhilfe und dem Waisenhaus entwickelte, um schwindende familiäre Erziehungsleistungen zu kompensieren, legte die Sozialarbeit ihren Fokus auf in Not gekommene Familien. Erste engagierte Vertreter waren Wichern und Kolping (Armenfürsorge, um 1850) sowie Pestalozzi (Armenhäuser für Kinder von Armen, um 1800). Eine Unterscheidung zwischen diesen beiden Bereichen ist heutzutage kaum noch möglich, sodass das Berufsfeld immer häufiger als Soziale Arbeit bezeichnet wird. Wie es zu dieser Entwicklung kam, zeigt ein Blick in die Geschichte.

Obwohl soziale Tätigkeiten so alt wie die Menschheit selbst sind, beginnt die Professionalisierungsgeschichte der Sozialen Arbeit erst mit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Denn nun fand zunehmend eine Verberuflichung sozialer Tätigkeiten statt. Eng verwoben mit ihren Wurzeln ist die Entwicklung ihrer Ausbildungsgeschichte, der auf dem Weg zu einer eigenständigen Profes-

sion und Disziplin eine zentrale Bedeutung zukommt. So lassen sich, bevor es überhaupt zur Institutionalisierung der Ausbildung der Sozialen Arbeit kam, bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts erste Schulungen für die Soziale Arbeit finden. Kirchlichen Trägern kam hier eine Vorreiterrolle zu, da sie das Ziel verfolgten, Personen für soziale Hilfstätigkeiten vorzubereiten.

Aus jener Zeit bekannt geworden ist Johannes Wichern. Er gründete im Jahr 1833 das Rauhe Haus in Hamburg als ein Rettungsdorf für arme und verwahrloste Kinder. In den Häusern lebten Kinder und Erzieher in familienähnlichen Gruppen zusammen. Für die Ausbildung der Erzieher (»Brüder«; später Diakone) gründete Wichern in den 1840er-Jahren eine Brüderanstalt (vgl. Diakonie Deutschland 2018). Ein weiterer Vorläufer der Fürsorgeausbildung ist in dem einjährigen Ausbildungskurs vom Verein für Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit im Jahr 1899 zu sehen (vgl. Mühlum/Buttner 2010, S. 156). Aus ihm entstand 1908 die erste »Soziale Frauenschule« in Berlin, die von Alice Salomon gegründet wurde. Nun war eine zweijährige Ausbildung möglich. Der Bedarf an qualifizierten Fachkräften stieg, nicht zuletzt aufgrund der im Zuge der Industrialisierung größer werdenden sozialen Probleme. Dabei setzte sich zunächst das staatliche Interesse durch, dass vor allem eine Berufsausbildung und weniger ein Studium verlangte. Das Besondere hierbei ist, dass sich erst durch die Gründung der Ausbildung das Berufsbild formte und die Profession hervorbrachte. Ähnlich verlief es auch bei der Etablierung der Sozialpädagogikausbildung. Aufbauend auf den Beruf der Kindergärtnerin entwickelte sich ab 1909 das Berufsbild der Jugendleiterin. Sie war zuständig für die Arbeit mit älteren Kindern und Jugendlichen – also die Arbeit der späteren Sozialpädagogin. Durch den Ersten Weltkrieg entstanden im weiteren Verlauf soziale Notlagen, die alle Teile der Bevölkerung betrafen mit der Folge, dass die Wohlfahrtspflege ab 1914 deutlich ausgebaut wurde. Der Bedarf an Fachkräften stieg und brachte weitere neue Ausbildungsstätten hervor. Vor allem in den 1920er-Jahren etablierte sich die Soziale Arbeit mit einer Vielzahl an Ausbildungsstätten, staatlich anerkannten Abschlüssen und einem festen Platz im Bildungssystem. Dazu trugen vor allem wirtschaftlicher Aufschwung, rechtliche Regelungen sowie der Wunsch nach Anerkennung bei. Hinzu kam ein steigender Arbeitskräftemangel. Schon damals wurde über die Vor- und Nachteile einer generalistischen Ausbildung für alle Arbeitsfelder bzw. einer spezifischen Qualifikation für Teilbereiche diskutiert mit dem Ergebnis, sich auf ein allgemeines Ausbildungskonzept mit einer Wahlschwerpunktsetzung zu einigen.

Erheblichen Einfluss auf die Ausgestaltung der Profession hatte die Geschlechterordnung. Während Männer überwiegend universitäre Studienangebote in Anspruch nahmen, fanden sich Frauen oftmals an den von den

Gründerinnen der Wohlfahrtsschulen etablierten Einrichtungen wieder (vgl. Kruse 2008, S. 39 f.). Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten kam die Sozialarbeit zum Stillstand. Die Wohlfahrtspflege wurde vielmehr zur Volkspflege. Die Lehrpläne der Frauenschulen wurden zugunsten einer nationalsozialistischen Rassen- und Gesinnungspflege ersetzt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg musste die Ausbildung unter den widrigsten Umständen aufgebaut werden. Dabei wurde versucht, an die alten Strukturen vor 1933 anzuknüpfen. Gleichzeitig fand eine Übernahme von Konzepten und Methoden aus England und den USA statt (vgl. Schilling/Klus 2018, S. 64 ff.). Die zweijährigen Fachschulen wurden wieder ins Leben gerufen und ab den 1960er-Jahren zu Höheren Fachschulen umgewandelt. Damit einher ging, dass die Bezeichnung der Wohlfahrtspflegerin durch die Berufsbezeichnung »Sozialarbeiter*in« abgelöst wurde.

Ein weiterer Meilenstein wurde 1971 erreicht, als die Anhebung der Ausbildung von Höheren Fachschulen zu Fachhochschulen erfolgte. Damit wurde sie in den tertiären Bildungsbereich übernommen. Von nun an konnten die Fächer Sozialarbeit und Sozialpädagogik als Fachhochschulstudiengänge mit Diplomabschluss studiert werden. Allerdings fehlte es noch an einschlägigem Lehrpersonal. Dieses äußerte sich darin, dass überwiegend ein Fächerstudium angeboten wurde, in dem die Sozialarbeit/Sozialpädagogik nur eine untergeordnete Rolle spielte. Die Fächer wurden von Bezugswissenschaftler*innen mit Inhalt gefüllt. Nach wie vor bestand ebenfalls ein enger Bezug der Sozialen Arbeit zu harten Problembereichen wie Sucht, Obdachlosigkeit, Psychiatrie, während die Sozialpädagogik in enger Verbindung zu Erziehungsaufgaben stand. Erst in den 1980ern weichten die Grenzen immer mehr auf, sodass sich beide Studiengänge mehr und mehr zu Studiengängen Sozialwesen bzw. Soziale Arbeit zusammenschlossen.

Seit den 1990er-Jahren setzte sich allmählich die Forderung nach und die terminologische Verwendung der Bezeichnung »Wissenschaft der Sozialen Arbeit« durch. Es dauerte noch weitere neun Jahre bis die Hochschulrektorenkonferenz und die Kultusministerkonferenz im Jahr 2001 eine Rahmenordnung für die Diplomprüfung im Studiengang Soziale Arbeit erließen und damit deutlich zur Verwissenschaftlichung der Disziplin beitrugen. Es wurde nicht nur die Vereinheitlichung des Studienganges Soziale Arbeit gefordert, sondern die Soziale Arbeit wurde erstmals als Wissenschaft bezeichnet:

»Die Prüfungsgebiete folgen nicht der Gliederung der üblichen Wissenschaftsdisziplinen [...], sondern gehen davon aus, dass die heute der Sozialen Arbeit zugrunde liegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse/Theorien

und Methoden unter dem Begriff einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit zusammengefasst werden können [...]« (Hochschulrektorenkonferenz/Präsidenten der Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland 2001, S. 49)

2.2 Bezugswissenschaften im Studium

Weil die Soziale Arbeit in sich inter- und transdisziplinär angelegt ist, wird sie erst mithilfe ihrer Bezugswissenschaften zu einer eigenständigen Disziplin. Sie verfügt über kein Alleinstellungsmerkmal. Theoretisch wird die Inter- und Transdisziplinarität insbesondere von Heiko Kleve, Albert Mühlum, Konrad Maier und Tilly Miller vertreten. Nach Kleve (2009, S. 154ff.) ist die Wissenschaft der Sozialen Arbeit nur mehrdeutig als »Koordinationswissenschaft« für interdisziplinäre Zugänge zu sozialen Problemen vorstellbar. Dabei geht es aber weniger darum, dass sich die Soziale Arbeit aus Beiträgen und Sammlungen anderer Disziplinen speist, sondern vielmehr ist von Bedeutung, dass sie je nach Bedarf hierauf zurückgreifen und formulieren kann, welchen Input sie von ihren Bezugswissenschaften benötigt. Miller (2011, S. 243) geht noch einen Schritt weiter. Für sie ist die Soziale Arbeit nur als eine junge Wissenschaftsdisziplin mit transdisziplinärer Ausrichtung vorstellbar.

Da das Studium für die berufliche Praxis ausbildet, kommt den Bezugswissenschaften eine hohe Bedeutung zu. Mit Bezugswissenschaften sind solche Wissenschaften gemeint, die einen gemeinsamen Bezug haben, z. B. weil sich Teile der jeweiligen Gegenstandsbereiche überschneiden, die Fragestellungen komplementär sind oder die Erkenntnisinteressen übereinstimmen. Die Beziehungen zwischen der Sozialen Arbeit und ihren Bezugswissenschaften kann generell mit den Begriffen »Multidisziplinarität«, »Interdisziplinarität« und »Transdisziplinarität« beschrieben werden. Die Präfixe »post« und »trans« boomen derzeit in der sozialwissenschaftlichen Literatur.

Zur Gruppe der Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit gehören sowohl die Disziplinen Soziologie, Ethik, Rechtswissenschaft, Pädagogik, Psychologie, Biologie, Medizin, Ökonomie und Politikwissenschaft als auch die Fachrichtungen Geschichte, Philosophie und Theologie. Silvia Staub-Bernasconi (2007, S. 246) stellte bereits fest, dass es kein soziales Problem gebe, das nur mit Bezug auf eine einzelne Disziplin beschrieben und erklärt werden kann. Es ist notwendig, dass die Soziale Arbeit sich ihrer gemeinsamen strukturellen Kopplungen bewusst ist, denn erst dort, wo ihre eigenen Grenzen anfangen, kommen andere Disziplinen ins Spiel. Zum Verdeutlichen eignet sich das biopsychosoziale Gesundheitsverständnis in der Sozialarbeitspraxis am Beispiel der

Sozialpsychiatrie. Professionelle Helfer*innen legen ihren Fokus auf die soziale Dimension psychischer Störung unter Beachtung psychobiologischer Aspekte und arbeiten mit weiteren Disziplinen wie Medizin und Psychologie zusammen.

Aufgrund der inhaltlichen Dichte und Relevanz für die Beziehungsarbeit werden zunächst die Bezugswissenschaften Sozial- und Berufsethik sowie Pädagogik vertieft, um in einem anschließenden Kapitel auf die Bezugswissenschaft Psychologie einzugehen.

Sozial- und Berufsethik

Soziale Arbeit hat einen engen Bezug zur Ethik. Dies wird vor allem beim methodischen Handeln deutlich. Denn die Praxis Sozialer Arbeit ist seit ihrer Entstehung zumeist an bürgerlichen Moralvorstellungen orientiert. Aufgrund des lebensweltlichen Bezuges ist das Hinterfragen eigener Moralvorstellungen sowie der in Institutionen gelebten Normvorstellungen elementar (vgl. Walter 2017, S. 65). Dafür greift die Soziale Arbeit sowohl auf die Sozial- als auch auf die Berufsethik zurück.

Bei der *Sozialethik* handelt es sich um eine Ergänzung der Ethik, die sich mit Fragen, die das Miteinander betreffen, befasst. Es geht um die Klärung, inwiefern Menschen, Institutionen, Kommunen und Länder Verantwortung für ihre Mitmenschen haben und wie sie Gerechtigkeit herstellen können. D. h. die ethische Normierung von Handlungen steht im Vordergrund, sofern sie sich institutionell verankert hat.

Hingegen bezieht sich die *Berufsethik* darauf, wie mit ethischen Fragen in sozialen Einrichtungen umgegangen wird, in denen das Handeln der professionellen Helfer*innen abläuft (vgl. Schmid Noerr 2012, o. S.). Weil es weder eine spezifische Ethik der Sozialen Arbeit noch konkrete sozialarbeiterische Werte und Normen gibt, können sich Sozialarbeitende an den gültigen Werte- und Normensetzungen für das menschliche Zusammenleben und für zwischenmenschliche Beziehungen orientieren. Die International Federation of Social Work (IFWS) gibt hierfür einen Orientierungsrahmen. Sie benennt die Prinzipien soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte, gemeinsame Verantwortung und Achtung der Vielfalt als Grundlage der Sozialen Arbeit. Aber nicht nur auf internationaler Ebene wird die Ethik als Bestandteil der Sozialen Arbeit hervorgehoben, sondern auch im nationalen Kontext. Hier ist vor allem die Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit zu nennen, die sich im Rahmen des Kerncurriculums für Soziale Arbeit mit (berufs)ethischen Themen beschäftigt (vgl. DGSA 2016).

Auch in sozialarbeitswissenschaftlichen Theorien spielt die Ethik eine Rolle. Beispielsweise versteht Silvia Staub-Bernasconi Soziale Arbeit als eine

Menschenrechtsprofession. Dabei bewegen sich Sozialarbeitende stets in einem Spannungsfeld, dem sogenannten »Doppelten Mandat«. Der Begriff »Mandat« stammt aus dem Lateinischen und versteht sich als Auftrag, Weisung oder Vollmacht. Dies bedeutet, dass Sozialarbeitende zum einen staatlichen Interessen dienen und somit auch eine Kontrollfunktion einnehmen. Denn der Staat ist in der Regel Auftraggeber für die sozialarbeiterische Hilfe. Der Spielraum für Entscheidungen ist somit nicht beliebig, weil er eben an gesetzliche Normen sowie gesellschaftliche Normvorstellungen gebunden ist. Dieses setzt eine gewisse Sensibilität aufseiten der Sozialarbeitenden für eine angemessene und gerechte Entscheidung voraus, die ethisch zu vertreten ist. Neben dem staatlichen Mandat sind Sozialarbeitende zum anderen ihren Adressat*innen verpflichtet. Hierbei handelt es sich zugleich um das zweite Mandat der Sozialen Arbeit. Es geht darum, gemeinsam mit den betreffenden Personen einen für sie gelingenden Alltag herzustellen und beizubehalten sowie sie gesellschaftlich, unter Berücksichtigung ihrer Wünsche und Erwartungen, zu integrieren.

Was damit in der Praxis gemeint ist, zeigt folgendes Beispiel aus dem Handlungsfeld des Ambulant Betreuten Wohnens. Hier kommt es immer wieder vor, dass Nutzer*innen suizidal sind. Aufgrund der oftmals langjährigen Betreuungstätigkeit kann in der Regel von einem intensiven Vertrauensverhältnis ausgegangen werden. Dennoch reagieren die Menschen in akuten instabilen Phasen sehr unterschiedlich. Während ein Teil der Adressat*innen sich in solchen Situationen sicherlich zurückziehen wird, öffnet sich ein anderer Teil seinen Betreuungspersonen gegenüber und gibt somit Einblicke in seine Gefühls- und Gedankenwelt. Häufig ist bei Gesprächen über Suizidgedanken die Angst vor einer Klinikeinweisung sehr groß. Denn bei einer Selbst- oder Fremdgefährdung kann es zu einer Einweisung in die Psychiatrie gegen den Willen der betreffenden Person kommen. An dieser Stelle befindet sich der*die Sozialarbeiter*in in einer »Zwickmühle«: Zum einen soll das Vertrauensverhältnis gewahrt bleiben, zum anderen besteht die Pflicht, zumindest beim Sozialpsychiatrischen Dienst, die Information über den krisenhaften psychischen Zustand der betreffenden Person weiterzugeben.



Reflektieren Sie Ihre bisherigen praktischen Erfahrungen:

- Fallen Ihnen Beispiele ein, wo Sie sich im Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle bewegt haben?
- Wie haben Sie zu einer Klärung gefunden?
- Mit welchem Ergebnis?

Das Doppelmandat wurde durch ein drittes Mandat erweitert. Vor allem Staub-Bernasconi (2007, S. 200) hat auf die Notwendigkeit der Wissenschaftsbasierung der professionellen Praxis sowie eines Ethikkodexes hingewiesen. Denn oftmals bleiben die wissenschaftlichen Ansprüche oder professionsethischen Grundsätze von Sozialarbeitenden hinter den in einer Einrichtung gewünschten oder geforderten Arbeitsweisen, z. B. aufgrund von wirtschaftlichen Zwängen oder politischen Entscheidungen, zurück.

Mit Wissenschaftsbasierung ist gemeint, dass sich die in der Praxis tätigen Helfer*innen theoretischer Wissensbestände bedienen, um sich ihre Arbeitspraxis erklären und Arbeitshypothesen aufstellen zu können. Es wird also erwartet, dass Sozialarbeitende in der Lage sind, theoretische Kenntnisse in die Praxis zu transformieren. Alltagstheorien und eigene Intuitionen sollen durch wissenschaftliche Theorien bzw. Erkenntnisse überprüft sowie hinterfragt und ggf. korrigiert werden.

Ein Berufskodex dient nach Beat Schmocker (2011, S. 8) sowohl als Orientierung und Argumentierung als auch zur Begründung von Handlungsentscheidungen. Die Geschichte hat bereits gezeigt, dass auch die Soziale Arbeit nicht frei von wirtschaftlichen, politischen oder religiösen Interessen ist. Ein von externen Einflüssen unabhängiger Ethikkodex kann zwar auch verletzt werden, ist aber, aufgrund der besonderen Stellung von Sozialarbeitenden, unabdingbar. So findet die praktische Tätigkeit überwiegend in der Lebenswelt von Adressat*innen statt und greift in demokratisch-rechtliche Verhältnisse ein, um bestimmte Handlungen oder Maßnahmen durchführen zu können. Die Notwendigkeit einer professionsethischen Begründung von Interventionen zeigt sich besonders deutlich in hierarchischen machterfüllten Arbeitsfeldern, wie es zum Beispiel beim Jobcenter oder beim Allgemeinen Sozialen Dienst der Fall ist. Dieses spiegelt sich auch im Ethikkodex der internationalen und nationalen Vereinigungen wider. Hier werden vor allem die Menschenrechte mit Fokus auf soziale Gerechtigkeit festgehalten.

Das Tripelmandat setzt ein hohes Maß an Reflexionsfähigkeit der eigenen Tätigkeit aufseiten der Praktiker*innen voraus, denn sie müssen sowohl das Spannungsfeld von Hilfe und Kontrolle reflektieren als auch einen Bezug zu theoretischen Wissensbeständen und geltenden professionsethischen Werten herstellen. Supervisionen, kollegiale Fallgespräche, Teambesprechungen und andere reflexive Gesprächsmethoden haben nicht zuletzt aus diesen Gründen eine lange Tradition in der Sozialen Arbeit.



Denken Sie bitte an Ihre letzte Fallbesprechung, an der Sie als Fallgeber*in bzw. Teilnehmer*in in der Praxis oder im Studium teilgenommen haben.

- Was ist Ihnen in Erinnerung geblieben?
- Nach welchem Schema ist diese abgelaufen?
- Wurde ein Bezug zum Tripelmandat in irgendeiner direkten oder indirekten Weise hergestellt?

Halten Sie anschließend die jeweiligen Vor- und Nachteile fest und überlegen Sie, zu welchen Ideen und Lösungen Sie im Hinblick auf das Tripelmandat gelangen können.

Eine weitere vierte Variante zeigt Dieter Röh (2006, S. 442 ff.) auf. Er weist darauf hin, dass auch Institutionen der Sozialen Arbeit ein Mandat erteilen. Streng genommen ist dieses Mandat schon im ersten Mandat enthalten. Röh möchte aber auf eine differenzierte Betrachtungsweise im Zuge neu entstandener Realitäten, die Einzug in die Soziale Arbeit gefunden haben, aufmerksam machen. Damit zielt er auf die Ökonomisierung der Sozialen Arbeit ab. Hierdurch werde ein neues Mandat an Sozialarbeitende herangetragen, nämlich im betriebswirtschaftlichen Sinne kostengünstig unter optimaler Ausnutzung vorhandener Ressourcen zu arbeiten. Bereits im Studium werden die angehenden Sozialarbeitenden auf diese Situation vorbereitet. Sozialpolitik, Sozialmanagement und Betriebswirtschaftslehre gehören genauso zum Stundenplan wie Methoden und Theorien Sozialer Arbeit (vgl. Röh 2006, S. 442 ff.).

Offensichtlich ist, dass Sozialarbeitende sich stets mit verschiedenen Interessen auseinandersetzen müssen. Die unterschiedlichen Handlungsaufträge können ebenfalls zu Spannungen führen und damit zur Belastung für eine gelungene Beziehungsarbeit werden. Denn auf der einen Seite stehen die Adressat*innen mit ihren häufig erlebten Ungerechtigkeiterfahrungen, auf der anderen Seite sind psychosoziale Helfer*innen mit gesellschaftlichen und institutionellen Ansichten konfrontiert, die ihre jeweils eigenen Vorstellungen von einem gerechten Leben haben.

Die ethische Reflexion des täglichen Handelns und das Transparentmachen der Handlungsgründe gehören demzufolge zum Alltagsgeschäft von Sozialarbeitenden und sind für eine professionelle Arbeitsbeziehung unabdingbar (vgl. Kovács 2017, S. 1 ff.).

Pädagogik

Fällt der Begriff »Pädagogik« ist die Verbindung zur Sozialpädagogik nahe liegend. Oftmals werden sie sogar synonym mit der Bezeichnung »Sozialarbeit« genutzt.

Der Pädagogik kommt im Rahmen der Sozialen Arbeit eine wichtige Rolle zu, da sie sich mit Fragen der Erziehung, Bildung und Sozialisation beschäftigt. Während die Erziehung die Grundform der Pädagogik darstellt, beziehen sich Bildungs- und Sozialisationsprozesse auf individuelle Entwicklungsschritte. Die Pädagogik ist damit eine spezielle Form des Interagierens, die einerseits unterschiedliche Lebens- und Lernerfahrungen berücksichtigt, andererseits gesellschaftliche Ansprüche an das Subjekt heranträgt. Unter Berücksichtigung dieser beiden Faktoren erzieht, bildet, unterrichtet, regt die Pädagogik an und klärt auf (vgl. Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009).

Obwohl die wissenschaftliche Pädagogik eng mit der Lehrerbildung verbunden ist, hat sie dennoch einen engen Bezug zur Bewältigung sozialer Probleme. So sind Sozialarbeitende oft in Handlungsfeldern wie Schulsozialarbeit, Jugend- und Erwachsenenbildung unterwegs und nehmen erzieherische und/oder bildungsrelevante Aufgaben wahr.



Überlegen Sie nun, wo für Sie die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Sozialarbeit und Sozialpädagogik liegen. Welche Konsequenzen ergeben sich hieraus

- für das Studium?
- für die Berufspraxis?

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich Sozialpädagogik und Sozialarbeit unterschiedlich entwickelt haben. Dies betrifft nicht nur ihre Herkunft, sondern auch verschiedene Ausbildungswege weisen auf Unterschiede hin. Während die Sozialarbeit beispielsweise ihre Wurzeln im 19. Jahrhundert in der Armenfürsorge hat und sich demzufolge um in Not gekommene Familien kümmerte, findet sich der Ursprung der Sozialpädagogik in der Kompensation schwindender familiärer Erziehungsleistungen. Seit den 1920er-Jahren bewegen sich beide Disziplinen immer weiter aufeinander zu. Das Verständnis eines gemeinsamen Arbeitszusammenhanges entsprach zunehmend den gesellschaftlichen Veränderungen.

Dennoch zeigen sich in der gegenwärtigen Ausbildungssituation die unterschiedlichen Entwicklungslinien nach wie vor. Während an Hochschulen der

Studiengang Soziale Arbeit angeboten wird, kann an Universitäten das Fach Sozialpädagogik als spezielle Form der Pädagogik studiert werden. Den gesellschaftlichen Veränderungen wird durch eine weitere Spezialisierung auf den verschiedenen Ausbildungsstufen versucht, Rechnung zu tragen. Diese erscheint sinnvoll, da sich durch die Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen und -stilen zum einen vielfältige neue Chancen und Optionen für den einzelnen Menschen ergeben, zum anderen, weil die neu gewonnenen (Wahl-)Freiheiten diverse Risiken enthalten. Neben den klassischen Aufgaben der Sozialen Arbeit im Kontext von Armut und Ausgrenzung zeigen sich viele neue Unterstützungsformen. Hilfen zur Bewältigung problembelasteter und krisenhafter Lebenslagen sowie das Finden von Lösungen für gesellschaftliche Probleme, wie Wohnen, Arbeit, Gesundheit, die im Rahmen gesellschaftlicher Sozialpolitik dazu beitragen, die Chancengleichheit benachteiligter und ausgegrenzter sozialer Gruppen in der Gesellschaft zu erhöhen, gehören heutzutage zum psychosozialen Angebot. Im Rahmen des Studiums wird versucht, diesen Herausforderungen durch Spezialisierungen vor allem in den Masterstudiengängen nachzukommen.

Was hat das nun mit Beziehungsarbeit zu tun? Sowohl die Soziale Arbeit als auch die Pädagogik fußen auf der Beziehungsarbeit, egal ob es sich um eine Sozialarbeiter*innen-Adressat*innen-Beziehung oder um eine Lehrer*innen-Schüler*innen-Beziehung handelt. Jochen Krautz und Jost Schieren (2013, S. 7 ff.) kommen ebenfalls zu dem Schluss, dass vor allem in der pädagogischen Praxis zu wenig konkretisiert wurde, wie genau eine pädagogische Beziehungsgestaltung aussehen kann.

Psychologie

Der Psychologie als Bezugswissenschaft kommt im Hinblick auf die Ausgestaltung der professionellen Beziehung im Handlungsfeld Soziale Arbeit eine zentrale Rolle zu. Beide Disziplinen beschäftigen sich mit Theorien und Beschreibungen, wie sich Menschen im sozialen Kontext verhalten und erleben. So gehen Dieter Wälte, Michael Borg-Laufs und Burkhard Brückner (2011, S. 6) davon aus, dass ein tiefergehendes Verständnis für das Erleben und Verhalten der Adressat*innen Sozialarbeitende handlungsfähiger mache. Während sich die Soziale Arbeit immer wieder auf die Psychologie bezieht und sie in der Lehre einen festen Platz hat, gibt es andersherum bisher kaum Annäherungen. Sabine Pankofer und Annette Vogt (2011, S. 25 ff.) sehen die Gründe dafür darin, dass die Psychologie über eine deutlich längere Theorietradition verfügt, in der oftmals das Individuum im Mittelpunkt der Betrachtung steht. An

dieser Stelle kann die Soziale Arbeit eine erweiterte Perspektive anbieten: Sie betrachtet den Menschen vielmehr in seinen sozialen Bezügen. Im Vordergrund stehen Austauschprozesse mit seiner Umwelt. Seit vielen Jahren liefert die Psychologie wichtige Erkenntnisse für die Soziale Arbeit. Zahlreiche Fachbücher beschäftigen sich mit den psychologischen Grundlagen in der Sozialen Arbeit (u. a. Wälte/Borg-Laufs/Brückner 2011; Bräutigam 2018). Irmtraud Beerlage et al. (1999, S. 381) haben eine ausführliche Darstellung zusammengetragen, welche psychologischen Inhalte für die Soziale Arbeit als relevant betrachtet werden können:

- Grundlagen des Erlebens/Verhaltens, der Interaktion/Veränderung von Menschen
- institutionelle, zeitliche, soziale, innerpsychische Randbedingungen der Interaktion und ihre Wirkungen auf Befindlichkeit und soziale Interaktion
- Bedingungen und Erscheinungsformen von Störung und Abweichung
- soziale, kulturelle und gesellschaftliche Definitionsprozesse von Normalität und Abweichung
- psychologische Erklärungsmodelle als Reflexionsangebote
- psychologische Begründungen für die Wahl von Interaktionsformen
 - mit psychologischer Handlungslogik
 - mit sozialarbeiterischer Handlungslogik
 - mit der Logik der lebensweltbezogenen und personenbezogenen Ressourcenstärkung

Weitere Hinweise lassen sich ebenfalls in den Modulhandbüchern der Hochschulen finden.



Vergegenwärtigen Sie sich Ihre bisherigen psychologischen Studieninhalte.

- Welche Inhalte haben Sie sich bereits erschlossen?
- Bei welchen Tätigkeiten (wie Gestaltung von Erstkontakten und -gesprächen, Begründung von ressourcenstärkendem Handeln, Selbstreflexion) haben psychologische Grundlagen zum vertieften Verständnis von Sozialer Arbeit beigetragen?

Vor allem für die professionelle Beziehungsarbeit leistet die Psychologie einen großen Beitrag. So gilt die therapeutische Beziehung als am besten erforschter und nachgewiesener Wirkfaktor in der Psychotherapie. Hierauf hat bereits im

Jahr 2000 Klaus Grawe hingewiesen. Daneben hat er vier weitere Wirkfaktoren (vgl. Grawe 2000, S. 21 ff.) herausgearbeitet:

- *Ressourcenaktivierung*: Die Eigenarten, die die Patient*innen in die Therapie mitbringen, werden als positive Ressource für das therapeutische Vorgehen genutzt. Dieses bezieht sich besonders auf vorhandene motivationale Bereitschaften, Fähigkeiten und Interessen der hilfesuchenden Person.
- *Problemaktualisierung*: Die Probleme, die in der Therapie verändert werden sollen, werden erfahrbar gemacht. Dafür stehen verschiedene Möglichkeiten zur Verfügung, beispielsweise indem Therapeut*in und Klient*in reale Situationen aufsuchen, in denen die Probleme auftreten. Oder auch durch den Einsatz von Techniken wie intensives Erzählen, Imaginationsübungen und Rollenspiele, um sich aktiv mit der Problematik auseinanderzusetzen.
- *Motivationale Klärung*: Hiermit ist gemeint, dass der*die Patient*in ein Wissen über die Hintergründe seines*ihres problematischen Erlebens und Verhaltens gewinnt.
- *Problembewältigung*: Die Therapie unterstützt die betreffende Person dabei, positive Bewältigungserfahrungen im Umgang mit den eigenen Problemen zu machen.

Insgesamt konnte gezeigt werden, dass ca. 10 % der Varianz des Therapieergebnisses auf die therapeutische Beziehung zurückzuführen ist (vgl. Horvath/Flückinger/Del Re/Symonds 2011, S. 9 ff.). Welche einzelnen Faktoren nun tatsächlich eine gute Arbeitsbeziehung ausmachen, ist nicht ausreichend geklärt. Matthis Hermer und Bernd Röhrle (2008, S. 20 ff.) kommen beispielsweise zu dem Schluss, dass u. a. Vertrauen, Einfühlungsvermögen, Sympathie, genügend Zeit, ein lösungsorientiertes Vorgehen sowie ein respektvoller Umgang Merkmale einer gelungenen therapeutischen Beziehung sind. Neben der therapeutischen Beziehung komme der Motivation und aktiven Mitarbeit seitens der Patient*innen eine wichtige Funktion zu. Hierbei spiele die Selbstwirksamkeit eine zentrale Rolle (vgl. Morschitzky 2007). Damit ist gemeint, dass die betreffende Person erfährt, dass sie ihre Symptome selbst beeinflussen kann und wieder Hoffnung gewinnt, in Zukunft besser mit Problemen umgehen zu können.



Zum Abschluss des Kapitels zu den Bezugswissenschaften überlegen Sie, ggf. unter Rückgriff auf Ihr Modulhandbuch:

- Welche Rolle und Funktion nehmen Bezugswissenschaften in Ihrem Studium der Sozialen Arbeit ein?

- Welche Perspektive braucht die Soziale Arbeit auf ihre Bezugswissenschaften, um mit ihnen gleichberechtigt zusammenarbeiten zu können?
- Inwieweit helfen Ihnen die unterschiedlichen Bezugswissenschaften bei der Aneignung eines professionellen Selbstverständnisses?

2.3 Ausbilden nach Bologna-Reform

Mein Kollege Johannes Herwig-Lempp hat bereits im Jahr 1997 folgende Aussage getroffen: »Was wir brauchen, ist nicht etwa eine neue oder andere Sozialarbeit, sondern ein anderes Selbstbewusstsein, Klarheit über die eigene Rolle und das eigene Selbstverständnis [...]« (Herwig-Lempp 2007, S. 24). Dies wird besonders am Verhältnis der Bezugswissenschaften zur Disziplin Sozialer Arbeit deutlich. Festhalten lassen sich an dieser Stelle folgende Erkenntnisse:

- Die Profession Soziale Arbeit ist stets in einem interdisziplinären Bezugsrahmen zu sehen.
- Die Wissenschaft Sozialer Arbeit ist stets auf unterschiedliche Wissensbestände anderer Disziplinen bezogen und angewiesen.

Welchen Stellenwert den Bezugswissenschaften im Studium der Sozialen Arbeit beigemessen wird und welche Inhalte gelehrt werden, ist von Hochschule zu Hochschule unterschiedlich. Dabei gibt es verschiedene Modelle der Verknüpfung der Sozialen Arbeit mit ihren Bezugswissenschaften, sodass die Beziehungen unter ihnen generell mit den Begriffen »Multidisziplinarität«, »Interdisziplinarität« oder »Transdisziplinarität« beschrieben werden können. Bei der *reinen Fächerakkumulation* stehen sie gleichwertig, aber isoliert nebeneinander. Ein ausdrücklicher Bezug zur Sozialen Arbeit besteht nicht. So werden beispielsweise Seminare zur Sozialen Arbeit, zu Rechtsgebieten, zur Psychologie, zur Medizin etc. angeboten. Darüber hinaus gibt es die *Fächerakkumulation mit Ausrichtung auf die Wissenschaft Soziale Arbeit*, d.h. die Bezugswissenschaften richten sich einzeln und direkt auf das zentrale Fach aus (Modell: Geschichte – Soziale Arbeit, Medizin – Soziale Arbeit, Psychologie – Soziale Arbeit etc.). In einem weiteren Modell werden die Bezugswissen-

schaften zu Subdisziplinen. Damit ist gemeint, dass Inhalte und Arbeitsweisen der Bezugswissenschaften in Teilbereiche der Wissenschaft der Sozialen Arbeit übernommen und den Belangen der Sozialen Arbeit angepasst werden (Modell: Geschichte der Sozialen Arbeit, Recht in der Sozialen Arbeit oder Klinische Sozialarbeit, Sozialpsychiatrie, Sozialmanagement etc.). Inwieweit bereits eine transdisziplinäre Lehre an den Hochschulen im B. A.-Studiengang vertreten wird, kann anhand des Modulhandbuches der jeweiligen Hochschule nachvollzogen werden.

Innerhalb der Ausbildung zeigt sich, dass sich das Verständnis von Sozialer Arbeit als Leitdisziplin langsam abzeichnet. Leitdisziplin ist nicht mit Dominanzdisziplin zu verwechseln, denn es geht um Durchlässigkeit von Wissen. Der Trend zur inter- und teilweisen transdisziplinären Lehre wird sichtbar.

Auch am Lernort Hochschule ist in den vergangenen Jahrzehnten viel passiert. Besonders einschneidend war die Bologna-Reform vor über 15 Jahren. Hierbei handelt es sich um die größte Bildungsreform des vergangenen Jahrzehntes. Der Grundgedanke dabei war die Schaffung eines einheitlichen europäischen Hochschulsystems mit anerkannten Abschlüssen. Es wurde ein graduelles Studiensystem mit Bachelor- und Masterstudiengängen eingeführt.

Bestand das Studium vor der Reform überwiegend aus Vorlesungen, Seminaren, Übungen, Forschungswerkstätten sowie Reflexions- und Projektgruppen, gelten Module heute als abgeschlossene Lehr- und Lerneinheiten, die über Lernziele definiert werden und einzeln zu studieren sind.

Herausfordernd ist für die Soziale Arbeit auch mehr als 15 Jahre später die Gestaltung der Modularisierung dahingehend, dass die ihr innewohnende Patchworkstruktur überwunden werden muss. Die Gefahr, dass die Studierenden einzelne wesentliche Aspekte in den jeweiligen Modulen der Sozialen Arbeit erfahren und die Transferleistung zu einem umfassenden Ganzen selbstständig herstellen müssen, besteht immer noch. Um die ggf. bestehende Fragmentierung zu überwinden, bietet sich eine stärkere inter- und transdisziplinäre Ausrichtung der Lehrveranstaltungen an. Denn nur mithilfe ihrer Bezugswissenschaften stellt die Soziale Arbeit eine eigenständige Handlungsprofession dar (vgl. Miller 2011, S. 171).

Was bedeutet nun der Bologna-Prozess für das Studium der Sozialen Arbeit? Burkhard Hill (2012, S. 87 ff.) hat ein bisheriges Resümee gezogen. Er kommt zu dem Schluss, dass die Karrierechancen für Sozialarbeitende gestiegen sind. Nun endet das Studium nicht mit dem Diplom, sondern durch den Zugang zu Masterstudiengängen ist auch die Promotion in realistische Nähe gerückt. Gleichzeitig finden sich in den Bachelorstudiengängen zunehmend Anteile an Sozialarbeitswissenschaften mit den Bestrebungen nach einer eigenen Forschung